

Friedrich von Schiller einmal anders

Am 9. Mai 1805 starb Friedrich von Schiller. Das gibt Anlaß, einmal auf eher Unbekanntes bei ihm hinzuweisen. Zunächst Schiller als Historiker.

Bei einer Aufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ im Weimarer Nationaltheater 1923 herrschte nach den Worten Rösselmanns beim Rütlichswur lange Stille. Da erhob sich eine bekannte Persönlichkeit der Weimarer Republik und sprach in die Stille hinein die Worte noch einmal: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr“. Wer war diese bekannte Persönlichkeit? In einem Studenten vorgelegten Prüfungsbogen waren drei Antworten vorgegeben: Reichspräsident Friedrich Ebert (SPD) - Reichskanzler / Außenminister Gustav Stresemann (DVP) - General Erich Ludendorff (völkisch). Wer wurde wohl am meisten angekreuzt? Daß dabei eine „political correctness“ über die Historie siegte, sei schon hier verraten!

Schillers „Wilhelm Tell“ wurde zuerst am 17.3.1804 in Weimar aufgeführt. Der Autor kannte die Urschweiz allerdings nur von Stichen an der Wand seines Arbeitszimmers. Bei Cotta bestellte Schiller „Prospekte von Schweizerischen Gegenden, besonders von dem Schweizerufer des Waldstättersees dem Rütli gegenüber“. „Des Aegidii Tschudi (1505-1572) gewesenen Landammans zu Glarus Chronicon Helveticum“ und Johann Müllers „Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft“ führten ihm „den Tell und seine wackeren Zeitgenossen“ vor Augen, jene „Helden- und Patriarchenzeit“, wo „aus einem Geschlecht freier Hirten eine Eidgenossenschaft sich erhob“.

Der Sage nach springt der nach dem Apfelschuß gefangene Tell in einem Unwetter auf dem Vierwaldstätter See vom Boot des Landvogts Geßler auf eine Felsplatte, schlägt sich mit seiner Armbrust nach Küsnacht durch und lauert dem Tyrannen in der Hohlen Gasse auf : Das sind Szenen, die sich ins kollektive Gedächtnis des Bildungsbürgertums eingegraben haben. Daß der Nationalheld Tell wirklich gelebt hat, würden selbst patriotische Eidgenossen nicht mehr beschwören. Immerhin hat die Schweiz mit dem Rütli, dessen Bebauung sich auf ein Bauernhaus und eine Schweizer Fahne beschränkt, ihren nationalen Kultort, auch wenn sich um die gärtnerische Pflege der Wiese (im Besitz der Eidgenossenschaft seit 1859) keine Staatsbediensteten in schmucken Uniformen, sondern –wie wohl auch damals zur Zeit des sog. „Rütli-Schwurs“ (angeblich 1291)- Kühe in Naturbraun kümmern.

Angeblich schlossen die drei Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden im August 1291 an diesem geheimen Versammlungsort ihren gegen die Habsburger Fremdherrschaft gerichteten Pakt, der von Schiller zum „Rütlichswur“ verdichtet wurde. Wilhelm Tell, ob es ihn gab oder nicht, glänzte bei diesem Treffen durch Abwesenheit – ein Versäumnis, das allerdings in diesem Sommer „geheilt“ wird, plant man dort ein Kulturevent neuzeitlicher Prägung: Die Aufführung des „Wilhelm Tell“ durch das Weimarer Nationaltheater. Für die landschaftliche Einbettung sorgen 26 Bühnenskulpturen aus Baumstämmen und Stein.

„Normalerweise wird man verhaftet, wenn man auf dem Rütli auch nur einen Nagel einschlägt“: So behauptet es die Tellspiel- und Theatergesellschaft von Altdorf, die Konkurrenz wittert. Die auf zwei Stunden gekürzte Weimarer Aufführung auf dem Rütli hat für den Besucher ein konkurrenzloses, erinnerungsträchtiges Vor- und Nachspiel: das Rütli ist nur mit dem Schiff erreichbar. Schillers Tell läßt grüßen!

Schiller hat die Frage, ob etwas und was auf dem Rütli damals geschah, weniger interessiert. Er idealisierte die politische Neugründung des Rütlibundes zu einer Rekonstruktion der Grundlagen jeder sittlichen Staatsbildung, so wie sie sich seine Zeit (Deutscher Idealismus) dachte. Die Rütli-Szene ist für ihn die konstituierende Versammlung eines freien Volkes überall. Tell ist längst zu einer „Metapher“ geworden!

„Besonders in den Zeiten der eigenen nationalen Unterdrückung und Erhebung riß das Werk damals wie heute in Deutschland hin“: So heißt es in meiner Schiller-Ausgabe von 1924 (!) (Schillers Werke, hg. von Philipp Witkop, Berlin 1924). „Man würde schwören, Schiller habe seines Lebens größten Teil in Schwyz oder Uri gelebt, unter dem einfachen und anmaßungslosen und doch kraftvollen Hirtengeschlecht: so sind diese wenig gekannten Älpler in den Stunden der Not und politischer Stürme, so denken, so handeln sie“. Dagegen behauptete der Schweizer Dichter Gottfried Keller, „daß die Schweizer vielleicht nicht so sind wie Schillers Gestalten, sondern nur glauben, so zu sein“.

Seit den Tagen Schillers hat sich der Tyrannenmörder in der öffentlichen Wahrnehmung zum Teil vom Vorkämpfer der Freiheit zum Gralshüter Schweizer Eigensinns gewandelt. „Vielen galt er seit den 60er Jahren nur noch als Folklore, ähnlich wie der Hermann im Teutoburger Wald“ – so der Leiter des Schwyzer Museums. Allmählich sehen aber auch die einstigen Bilderstürmer ein, daß es unklug wäre, die –neben Heidi- bekannteste Schweizer Symbolfigur den Konservativen zu überlassen. So kommt es vor, daß bei Wahlen mit ein und demselben Tell-Bildnis für entgegengesetzte Parteien geworben wird. Tell-Aufführungen ließen und lassen sich auch bei uns mit der jeweiligen „political correctness“ verbinden. Noch einmal zurück zum Anfang: „Die Freiheit kann sich nur in fester staatlicher Ordnung gestalten. Nur auf das freie Selbstbestimmungsrecht wollen wir unseren Staat gründen, nach Innen und Außen... Wir aber können um des Rechtes willen nicht dulden, daß man unseren Brüdern die Freiheit der Wahl raubt... Gemeinsam wollen wir unermüdlich arbeiten für das Glück und Wohlergehen des freien deutschen Volkes. So rufe ich: Unser deutsches Vaterland, unser deutsches Volk – sie leben hoch!“ So sagte Friedrich Ebert (SPD) 1919 nach seiner Wahl zum Reichspräsidenten bei seiner Eidesleistung! So hat er auch 1923 den Rütli-Schwur verstanden! Daß im Juli 1930 bei der „Rheinland-Befreiung“ der hessische Staatspräsident Adenauer (SPD) ausdrücklich an Ebert und Stresemann erinnerte, sollte nicht vergessen werden.

Sodann Schiller als Religionssoziologe! In seiner 1788 bei Siegfried Lebrecht Crusius in Leipzig erschienenen „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung“ hat Schiller bei der Untersuchung der „großen Glaubensrevolution, welche unter der Regierung Karls des Fünften erfolgte“, auch wichtige Einsichten einer modernen Religionssoziologie vorweggenommen: „Einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigen Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnisvolle Rätsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch malerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegenteil, das, durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet – einem solchen Volke wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten: Die katholische Religion wird im ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen“ (Schillers Werke, a. a. O., 11. Bd., 154f.). Schillers hier religionssoziologisch begründete Mystikkritik hat weitergewirkt! Als ich nach dem Zweiten Weltkrieg Theologie studierte, galt „Mystik“ weithin als etwas „Katholisches“. In theologie- und kulturgeschichtlicher Hinsicht hat der liberale evangelische Theologe Adolf von Harnack Ende des 19. Jahrhunderts die Einstellung des Protestantismus zur Mystik bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts weithin bestimmt und dabei ähnliche Argumente wie Schiller benutzt! Er behauptete: „Die Mystik ist die katholische Frömmigkeit überhaupt, soweit diese nicht bloß kirchlicher Gehorsam ist“. Er wertete die Mystik als ein Phänomen des mittelalterlichen Katholizismus; Reformation und Mystik sind für ihn getrennte Welten. Aber auch die sogenannte „Dialektische Theologie“ um Karl Barth nach dem Ersten Weltkrieg, die sich sonst betont antiliberal gab, vertrat die liberale Mystikkritik! Versuche, den schroffen Gegensatz zwischen Mystik und Protestantismus zu mildern, hatten es –auch aus zeitgeschichtlichen Gründen- bis etwa 1965 schwer. Durch Anknüpfung z. B. an die Deutsche Mystik (Meister Eckhart) glaubte nicht nur Alfred Rosenberg in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts“ ein „artgemäßes“ Christentum bzw. eine „völkische Religion“ auf der Grundlage des „arischen Blutes“ schaffen zu können. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs war Mystik deswegen weithin diskreditiert, bevor sie nicht nur in einer „psychowabernden Cafeteria-Religion“ (Friedrich- Wilhelm Graf) Wiederauferstehung feiern konnte.

Karl Dienst